

Ein Osterfest am Sanct Bernhardsberg.

Von Robert von Hagen.

[Nachdruck verboten.]

Zwischen Montreux und Villeneuve, in unmittelbarer Nähe des düstern, auf einem bis zum Wasserspiegel emporragenden Felsen des Genfersees erbauten Jagdschlosses Chillon, wels' letzteres von Byron in seinem bekannten „The prisoners of Chillon“ besungen ist, liegt vereint das prächtige, luxuriös ausgestattete „Hotel des Alpes“.

Zu jener Zeit, wo unsere Geschichte spielt, — es war im Jahre 1873 — und zwar Ende März, — wohnte im besagten Hotel auch ein junger Schottländer — „Lord Fitzgerald“ — wollen wir ihn nennen, — obwohl er anders hieß. Der junge Mann war äußerst reich und führte außer einer Art Haushofmeister noch einen ganzen Trupp Dienerschaft mit, die sämtlich mit ihren unappetitlich glattrasierten Wangen, Mitglidern einer kleinen Schauspielertruppe eher gleichen, und mit ihren arroganten Anforderungen an das Hotelpersonal deren Schreck bildeten.

Ein Gegenfag hierzu war der junge Lord. Die Engländer dies fast nie zu sein pflegen, die Ansprüchelosigkeit ist selbst, — speiste er ganz allein in einem der Fächer zum Zimmern, welche er zur Verfügung hatte, machte nicht viel Aufhebens von sich, — bedachte sich für jede ihm erzielene Handreichung seitens des Personals und wenn er mal gelegentlich nach dem Conversations- oder Beschaft kam, so besetzte er nicht nach Art seiner im Uebrigen hochgeschätzten Landsleute, drei Stühle zum Ausbreiten der Peine, sondern begnügte sich bescheidenlich mit einem Stuhl oder einem Fauteuil. Also, kurz gesagt, es war ein Ausnahmefall, — und ich, — so erzählt ein Freund des Verfassers — studierte manchmal gerne an diesem schweizerischen feineren Gast des „Hotel des Alpes“. Gatte ich ja doch sonst weiter nichts zu thun, denn eine Schußwunde, die ich „Differenzen halber“ erhalten, war längst geheilt und meine demnachstige Abreise beschlossene Sache. Aber einige Tage vorher geschah etwas fast Unglaubliches: — „Wir kamen nämlich, — in ein Gespräch!“. Im Verlaufe desselben erwähnte ich, daß der Lord brustleidend sei und von einem Londoner Arzt, wels' letzterer ihm wieder von seinem Emsbürgen Arzt empfohlen worden worden war, behandelt werde. Dem Lungenheine nach glaube ich, — aufrichtig gesagt, — durchaus nicht an eine solche Krankheit bei meinem wohl und kräftig aussehenden vis-à-vis, wohl aber eher an gegenwärtiges Händewaschen der beiden Aerzte, — wie dies ja manchmal vorkommen soll. Der Schweizer Arzt schickte seinen Patienten seinen schottländischen Kollegen, dieser seinen Incurablen seinem schweizerischen Kollegen zu. Ich hatte mich auch nicht getraut; der junge Lord hatte in der That weiter nichts als einen über alle Maßen entwickelten Splen. Im Gegenfag zu den meisten eingebildeten Kranken, schien sich der Lord sehr darüber zu freuen, als ich ihm meine feste Ueberzeugung aussprach, daß ich ihn durchaus nicht für krank, am allerwenigsten aber für brustleidend halte. Meinem Laienverstande nach sei sein Organ, seine Respiration zu regelmäßig, seine Farbe, seine Haltung, sein Blick u., alles spreche gegen eine solche Krankheit.

„Ja, aber was ja, Sie — Sie — na, Sie haben Langeweile, weiter nichts“ erwiderte ich. „Auch machen Sie viel zu wenig Bewegung und essen, — pardon, viel, sehr zu kompakt.“

„Oh yes; ich habe guten Appetit,“ sagte er — „ich esse hauptsächlich Roastbeef, Peassteak, Plumpudding and cheese and —“

„And“ fiel ich ihm bei Erzählung seiner Nahrungsmittel in's Wort, — „machen wie gesagt, zu wenig Bewegung. Besetzen Sie einmal, — in Ermangelung des großen, — den kleinen Rigi“, oder noch besser, ich habe für kommenden Sonnabend die Besetzung des St. Bernhards in Aussicht genommen und will mich an den beiden Osterfesttagen der Gastfreundschaft der braven Mönche da oben anvertrauen. Ich hielte es für eine Sünde, die Gegen hier zu verlassen, ohne den ehrwürdigen Bernhards der uns so ja sagen vor der Nase liegt, nicht besetzen zu haben. Eh bien, Mylord, kommen Sie mit, lassen Sie Ihre vermeintlich franke Brust ein wenig exerzieren, — Sie werden sehen, wie das kräftigt.“

*) Sieh, — und stich dann! (Reapel.)

**) oberhalb Montreux.

„Ja —“ erwiderte der Schotte bedenktlich — „die Idee wäre ja sehr hübsch, — indeß, was wird mein Arzt dazu sagen?“

„Fragen Sie ihn einfach nicht. Lassen Sie für ihn die lateinische Meldung zurück. Sie hätten den St. Bernhards besetzen, wenn er Lust hätte, könne er seine Visite ja oben abwarten.“

„All right!“ — sagte der Lord lachend — „ich bin von der Partie.“

„Soll ich alle Dienerschaft mitnehmen?“

„In des Himmels Namen, nein! Die würden von den biederen Mönchen womöglich oxtail soup und sonst alle erdenklichen National Speisen verlangen; — nehmen Sie nur einen Diener mit; wir fahren mit der Hotel-Equipage bis St. Maurice, da nehmen wir einen oder zwei Führer, fahren mit der Post bis zum zweiten Abfah des Bernhards hinauf, — nun, und dann beginnt das Steigen. Bleiben Sie sich recht warm an, denn oben ist's heidenmäßig kalt.“

Die Sache war abgemacht.

Den großen St. Bernhards zu besetzen, ist heutzutage kein großes Kunststück, umsoehr als man den größten Theil des Aufstieges zu Wagen zurückziehen vermag. Trotzdem trafen wir etwa drei Stunden später als wir anzulangen gedachten, im Kloster ein. Dasselbe — Augustinerkloster genannt — wurde im Jahre 962 von Bernhards von Menthon, Kanonikus zu Aosta gegründet. Der sehr lange Abt des Klosters und starb 1008. Das Kloster liegt 7576 Fuß hoch an einem kleinen See und ist in Europa der höchste bewohnte Punkt. Die Anzahl der Mönche beträgt zwischen 25—30, von denen aber nur 12 im Kloster wohnen. Ihre Pflichten, die sie mit der größten Ausdauer treulich erfüllen, bestehen darin, alle über den Berg Führenden ohne Rücksicht auf Stand und Glauben zu behersbergen und zu speisen und in den sieben gefährlichsten Monaten des Jahres mit großen, besonders abgerichteten Hunden (Marons, — oder auch Bernhardsir Hunde genannt) die Straße zu besetzen, die in Gefahr schwelbenden Reisenden zu helfen, sie zu retten, zu pflegen und bis zur gänzlichen Erholung im Kloster zu behalten, ohne je mehr als eine freiwillige Gabe anzunehmen. Selbst wohlhabenden Reisenden wird nie eine Zahlung für die ihnen gereichten Erquickungen, Speisen und Nachlager u. dergleichen, die oft mehr als bloßes Bedürfnis betriebliden.

Alle Jahre finden die Mönche Beurlaubte. Ist keine Rettung möglich, so wird der Beichnam in das Todtengebüß gebracht, wo er in ein leinens Tuch gefüllt, so lange an einem Tisch liegen bleibt, bis ein anderer Beurlaubter seine Stelle einnimmt. Dann wird er an die Wände zu den übrigen Todten gefügt, deren Vernehmung wegen des Frostes und der ihnen scharfen Luft, so langsam vor sich geht, daß oft Todde nach einigen Jahren noch von ihren Freunden wiedererkannt werden. Neben dem Todtenhaufe ist eine Art Kirchhof, auf den die Gebeine gelegt werden, wenn sie sich zu sehr im Gebüße anhäufen; denn das Begraben ist unmöglich, weil rings um das Hospitium nichts als nackte Felsen sind. Hier betrocknen die Leichen nach Jahren, nach und nach zu Mumienn.

Von der beschwerlichen Tour außerordentlich ermüdet, ließen wir uns von dem freundlichen diensthabenden Pförtner unsere Schlafkammer anweisen und schloßen ganz prächtig in den Oberstogen hinein. Zuerst, am 7 Morgens klopften uns die wachen, um unser Seelenheil bestimmenden Mönche schon aus den Federn.

„Frohlocken, meine Herren! Auf! auf! Um 9 Uhr, beginnt die Nebelmesse! Heute ist der Tag des Herrn! Christus ist auferstanden! Gelobet sei sein Name in aller Ewigkeit, Amen!“

So sang es hinein in unsere ziemlich komfortable eingerichteten Kammern und eiligt machten wir uns daran, der Aufforderung Folge zu leisten.

Nachdem wir den ehrwürdigen Prior, Vater und Abt Varniacus, vorgestellt. Er war eine schöne greise, ehrfurchtsgebietende Erscheinung und groß war seine Freude darüber, als wir den Wunsch ausdrückten schon vor Beginn der großen Messe, die Klosterkapelle betreten zu dürfen, um erst im Stillen unsere Andacht verrichten zu können, — so hoch über allen anderen Menschen, in nächster Nähe zum Himmel, — gegen 8000 Fuß hoch über dem Meerespiegel!

Während betreten wir dann die gegen all unsere Erwartungen so äußerst reich geschmückte Kirche, welche sich des Protektorats der Hamiltons und Radzivils zu erfreuen hat. Sie war bis auf einige Mönche, welche an verschiedenen kleinen Altären knieend, die Stimme auf den Boden gedrückt, stille Gebete verrichteten, leer. Erst nach und nach stellten sich etwa acht weltliche Personen, sechs Herren und zwei Damen ein. Es waren Fremde, welche zur Zeit im Kloster weilten. Dann kamen einige Chorknaben, welche meist von St. Maurice heraufgeholt werden zu besonderen kirchlichen Feierlichkeiten. Sie begaben sich hinauf nach dem Chor.

Die Messe, celebrirt vom Prior unter Assistenz sämtlicher Geistlichen, begann!

Noch nie im Leben mochte wohl je solch innige wahre Andacht mich umfangen haben! —

Die wenigen Besucher, — es waren zufällig mehr Protestanten als Katholiken, welche zu demselben ewigen Gotte beteten, waren in ihre Gebetsbücher vertieft. Höflich durchbrauseten hehre Orgeltöne den geweihten Raum, — indeß der Prior mit ruhiger Stimme den Eingang zur Messe sprach. — „Amen, — was ist das? — hell und frisch und getragen von zarter Orgelbegleitung erklingen in angetlich schöner Stimme die Klänge von Mozarts herrlicher Komposition!“

„O salutaris Hostia“, indeß am Altar die silberne Glocke erklingt. Die wenigen Anwesenden, wie von einer höheren Macht gezwungen, wandten sich um. Klang es doch wie Gesang von Seraphinen und Engeln!

„Ach Gott! Wie schön!“ flüsterte mir der Lord zu. „Wenn ich wirklich krank bin, diese Stimme kann mich genesen machen!“ Seine Seele war tief ergriffen von der wunderbaren Melodie und Stimme, welche neben die Kapelle erküllte. Auch ich hatte nie Schöneres, — nie Glühenderes gehört. War es ein Weib? oder ein Engel? — da oben auf dem Chorraum?

— „Ja — es war ein Engel, in Menschengestalt! Es war die Niichte des Priors, Signorita Bianca Contessa di M. . . ggia aus Florenz, — die in Verberung und aus Liebe zu ihrem theuern Onkel zu den Osterfesttagen hierher gekommen war, auf die Höhe des St. Bernhards, ihm die christlichen Hände zu küssen und am 1. Oftertage das heilige Ofterstorn zu singen.“

Beim gemeinsamen Mittagsmahl hatten wir das Glück, dies Ideal eines Weibes kennen zu lernen. Es war ein Engel! Ein Engel!

Aber nicht mir war es beschieden, daß mich dieser Engel durchs Leben geleite. Nicht mir — sondern ihm — dem Lord Fitzgerald, der sie bald darauf mit sich nahm nach dem Gesellen Schottlands, als sein trautes Weib.

Ich hatte Recht gehabt: Er war nie brustkrank gewesen, — auch liebeleer! und als die Peere ausgefüllt, — da, war er genesen, — ich aber frant! Doch heute, wieder gesund, tröste ich mich darüber! Na, ich muß doch der Einzige sein, der Semanden 8000 Fuß über dem Meerespiegel — eine Frau verlohrt hat.

Ich hab' mir eine Andere 8000 Fuß tiefer gesucht — und — bin auch zufrieden, — vielleicht auch glücklich!

So schloß, — der Freund des Verfassers dieser Ostererzählung!

Friedrich Bodenstedt.

Zur Feier seines 70. Geburtstages.

Der fleischberührende Kaufmannsstand zweier kleinen Städte des ehemaligen Königreichs Hannover, beide unfern der herzoglichen Residenzstadt Braunschweig gelegen, gaben uns zwei der liebenswürdigsten Charaktere unter den deutschen Lyrikern des 19. Jahrhunderts: Heinrich August Hoffmann, geboren am 2. April 1798, der sich nach seinem Geburtsorte von Fallersleben nannte, und Friedrich Martin Bodenstedt, geboren am 22. April 1819 in Peine, also in demselben Jahre, in dem Goethe's „West-östlicher Diwan“ ans Licht trat. — Diese beiden sind hervorragende Vertreter zweier Richtungen, die einige Kritiker als sich einander ausschließende, ja feindliche darzustellen pflegen: nämlich der nationalen und der kosmopolitischen Richtung.

Es bedarf nur eines Hinweises auf Nächst, in dessen dichtersicher Individualität sich beide Richtungen demselben vereinigen, um die Auffassung jener Kritiker als eine ganz oberflächliche zu kennzeichnen. Oder ist diese Vereinigung der Art, daß Nächst mit Faust Hagen von den zwei Seelen in seiner Brust reden konnte, die sich feindlich bekämpfen? — Nein! — Dann aber ist vielleicht Nächst die Ausnahme, von der man sagt, daß sie die Regel bestimme? — Auch das nicht! Denn Nächst ist nur, wie auch Bodenstedt, ein Glied in der Reihe der kosmopolitischen Dichter, von denen jeder mehr oder weniger beide Richtungen in sich vereinigt, bis zurück auf Goethe, von dem diese Vereinigung ihren Ursprung nahm.

Der jugendliche Goethe schuf uns 1772 in „Götting von Verlichungen“ nach Stoff, Gehalt und Sprache das erste echt-nationale Drama, und als Greis dichtete (1815 bis 1818) derselbe Goethe den „West-östlichen Diwan“ und erschloß damit der deutschen Poesie den Orient. Nächst und Klauen wurden in dieser Beziehung seine nächsten Nachfolger, in deren Bahnen dann Leopold Scherer, Georg Friedrich Daumer u. A. weiter wandelten. Abgesehen von Scherer, dessen formelle Begabung zur Nachbildung orientalischer Formen nicht ausreicht, war aber jeder dieser Dichter nur durch das in der Heimat betriebene Studium orientalischer Sprachen und Literaturen angeregt worden; Bodenstedt war es vorbehalten, im Orient durch die eigene Anschauung von Land und Leuten befruchtet zu werden.

Von seinem Vater, der, wie schon gesagt, Kaufmann in Peine war, ebenfalls für den Handelsstand bestimmt, ward ihm dennoch ein Hauslehrer gehalten, der ihn in den alten Sprachen unterrichten mußte. Daß er schon sehr früh — zuerst im achten Lebensjahre — Verse zu

maßen verachtete, gefiel diesem Herrn durchaus nicht, wie Bodenstedt selbst in dem Gedichte „Ein Stüd Jugendgeschichte“ später (1852) erzählte:

— und sehr erinn' ich mich
Der Schläge noch aus jungen Jahren,
Die schief mit zugeworfen waren
Vom Lehrer mit dem Amsel.
Als er im kleinen Jumps einmal
Bei mir ein paar Gedichte fand,
Als Schöpfung meiner eignen Hand . . .
So ließ davon mit naivem Blick
Dort dieser schlagenden Kritik,
Die jemals ein Wort erdären.
Der Schulmarck — Hübotter heißt er,
Woh! heute noch nicht weit von Heine,
Als Red'ger einer Landgemeinde
Und Bildner jugendlicher Geister —
Fand die Entdeckung äußerst wichtig
Ich machte Verse — und ganz richtig —
Und schon in meinem zwölften Jahr —
Nun ward es ihm verpöblich klar,
Daraum ich eigentlich so kumm
Im Griech'schen war und im Latein:
Weil ich gar nicht lateinisch dachte!
Es ging ihm klar im Kopf herum;
Er ließ mich später nie allein
Bei meinem Exercitium,
Darauf ich keine Verse machte . . .

Zur wirksamern Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf besuchte Bodenstedt dann das kaufmännische Privat-Institut des Ober-Commissärs Meyer in Braunschweig, von dessen Lehrgegenständen die alten Sprachen ausgeschlossen waren. Nachdem er den cursus dieses Instituts beendet hatte, trat er als Lehrling in ein Braunschweiger Handelsbureau ein. Aber wie vormalig in gleichen Verhältnissen Clemens Brentano, so auch Bodenstedt: er schrieb am Tage widerwillig Sprachübungen und machte insgemein Tag und Nacht Verse. Schichtern besuchte er die literarischen Notabilitäten Braunschweigs, den romantischen Dichter Karl Lehmann, den Uebersetzer und Literarhistoriker Eduard Brinkmeier u. A. und theilte ihnen seine poetischen Versuche mit. Von diesen Männern ermuntert, schickte er endlich die ihm auferlegten Festsaß ab und besuchte unter Sorgen aller Art die Universitäten Göttingen, München und Berlin. Ohne einen bestimmten fachwissenschaftlichen Zweck zu verfolgen, widmete er sich dem Studium der Philosophie und der Geschichte und erweiterte außerdem seine in Braunschweig gesammelten Kenntnisse der neueren Sprachen, für deren Erlernung er außerordentlich begabt war, zu seltener Fertigkeit in Poesie und Schrift.

So vorbereitet wurde Bodenstedt 1840 Erzieher im Hause des Fürsten Galzina in Moskau. Das war eine Wendung von hervorragender Wichtigkeit im Geschick des jungen Poeten: er lernte das Leben und Treiben der hohen und höchsten Aristokraten kennen, er bekehrte mit freier offenerm Blick für das Völkertleben die im russischen Reich weinung gelegenen Besitzungen des Fürsten und er eignete sich die Kenntniß der russischen Sprache und ihrer Dialekte an. Die ersten Früchte dieser Völker- und Sprachkenntniß waren zwei Bücher, die während seiner Abwesenheit in Deutschland erschienen: 1) ein Band Uebersetzungen aus russischen Poeten (Leipzig 1843), 2) ein Bündchen Uebersetzungen kirchenslavischer Volkslieder unter dem Titel „Die poetische Ukraine“ (Stuttgart 1845). Einer Einladung des Obergenerals von Reichardt, Statthalter der kaukasischen Provinz folgend, ging Bodenstedt 1844 über die Steppen des Don nach Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, wo er die Leitung eines „pädagogischen Instituts“ und später den Unterricht der lateinischen und französischen Sprache am Gymnasium übernahm.

Hier ward Mirza-Schaffy, ein mit persischer Bildung und geistlicher Tatkraft, Bodenstedts Lehrer im Tatarischen und später auch im Persischen. Noch im Laufe des Winters 1843 auf 44 gestellte sich letzterem Georg Mylen. Gleiche Neigungen und Neigungswende befreundeten ihn bald mit diesem Manne, der schon damals bedeutende Kenntnisse in den orientalischen Sprachen besaß. Beide studierten gemeinsam, durchwanderten Stadt und Umgebung gemeinschaftlich in den Morgenstunden, und Abends theilten sie ihre wöchentlich dreimal stattfindenden Lektionen über „Die Stunden der Weisheit“, wie Mirza-Schaffy seinen Unterricht nannte. Hin und wieder kamen auch noch einige andere Freunde während dieser Stunden zum Besuch. Dann wurde ein förmlicher Divan gebildet. Der Weise von Ghändscha, wie sich Mirza-Schaffy mit Vorliebe nannte, nahm zuerst das Wort und sang und erklärte ein Lied. Darauf mußte jeder seiner Schüler einen Spruch der Weisheit sagen oder eine Geschichte erzählen. Ausdruck und Inhalt waren dabei meist nicht originell, aber wohl die gemachten Fehler. Mirza-Schaffy sagte bei jedem Spruche, ob er weise oder unweise sei.

Im Frühjahr 1844 unternahm Bodenstedt in Mosens Begleitung von Tiflis einen Ausflug nach Armenien. Im Sommer desselben Jahres begab er sich über Primita und Manglis nach Achalsich, der Hauptstadt des Kaiserthums Achalsich, und kehrte im August wieder nach Tiflis zurück. Seine Anstellung dajelbst gab er schon 1845 wieder auf, weil er nicht russischer Unterthan werden wollte; und bald darauf sagte er auch der alten Klosterstadt Bebensohl, um durch die Wälder von Kolchis zu pilgern, die Küsten des Schwarzen und Now'schen Meeres zu besuchen, die Krim zu durchwandern und sich dann von Deffia nach Konstantinopel einzuschiffen. Vereichert mit den seltensten Anschauungen und Erfahrungen kehrte er über die griechischen Inseln im Winter von 1846 auf 1847 nach Deutschland zurück. Hier war sein Name bereits durch die genannten Veröffentlichungen literarisch bekannt geworden, und zu diesen gestellte sich nun als neue Frucht der Reise das Werk „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen“ (Frankfurt a/M. 1848, 2. Auflage Berlin 1855). Er hatte sich anfangs

in München niedergelassen und war dort durch Friedrich Riß zu nationalökonomischen Studien angeregt worden. Im Winter 1847 lebte er in Italien, im Mai 1848 wurde er als Redakteur des „Deisterreichischen Lloyd“ nach Triest berufen, das er nach der Wiener Oktober-Revolution schon wieder verließ. Im Jahre 1849 ging er als Vertreter der preussischen Freisinnigpartei nach Paris. Im folgenden Jahre theilte er sich am Friedenskongreß zu Frankfurt a. M., um für die Interessen der norddeutschen Herzogthümer zu wirken. Gegen Ende 1850 übernahm er in Bremen die Redaction der „Wetzeitung“, und nun trat er auch in einer Sammlung eigener „Gedichte“ (Bremen 1852) hervor. „Wider von unglücklichen Poeten“ — so sagt Bodenstedt (Vorwort zu den „Gesammelten Schriften“) — „die durch Selbstüberschätzung ein klügeliches Ende genommen, trübe Jugendbeindrücke und Schicksale ließen schon früh in mir den Entschluß reifen, mit Sammlungen eigener Gedichte nicht eher an die Öffentlichkeit zu treten, bis ich mir durch andere Arbeiten einen geachteten Namen errungen haben würde.“ Das war nun geschehen, besonders durch die beiden Bände der ersten Ausgabe von „Tausend und Ein Tag im Orient“, die inzwischen (Berlin 1850) erschienen und sehr günstig aufgenommen waren.

Dieses Buch schildert die Erlebnisse und Beobachtungen des Dichters während seines Aufenthalts im Osten und ist eines der lebenswürdigsten Reisebücher, die jemals geschrieben sind. Mit der anspruchslosten Wiener von der Welt erzählt der Reisende in einem höchst einfachen Stile von durchsichtiger Klarheit, das er gesehen, erlebt, gedacht und empfunden hat. Mit Vorliebe weist das Auge des Dichters auf dem Schönen; aber auch die Nachtheile im Leben der Völker kommen voll zur Darstellung, und das Charakteristische wird mit dichterischer Anhänglichkeit wiedergegeben. Jedoch nicht in all diesen Vorträgen liegt die große Bedeutung des Buchs, sondern in den Gedichten und Sprüchen des „Mirza-Schaffy“, die das Leben enthüllt und in der Art und Weise, wie diese eingeführt werden. Diese Gedichte erwarben sich alsbald die Gunst der Kritik in solchem Maße, daß auf Veranlassung der Verlags-handlung eine Sonderausgabe veranstaltet wurde, die unter dem Titel „Die Lieder des Mirza-Schaffy“ 1851 aus Licht trat und nun zu den verbreitetsten Büchern der neueren deutschen Literatur gehört. Sie bildeten einen gefunden Gegenlag gegen „das süßliche Reimgemüthel, das ewige Pfennen von Hölle und Himmel“, das zwischen 1850 und 1860 grassirte, und als dann später der Schopenhauer'sche Pessimismus Mode wurde, da bildete Mirza-Schaffy mit seinem rohen Optimismus abermals einen erfreulichen Gegenlag. So wurde der „Weise von Ghändscha“ zu einer Persönlichkeit, nach der man recht wachte, wer, wo und was er eigentlich sei. Wir kennen ihn aus Bodenstedt's „Tausend und Ein Tag“ als besten Lehrer im Tatarischen und Persischen. Da er dort aber in einer Gestalt erscheint, der man die idealistischer Wirklichkeit, also die Dichtung, wohl anmerken so wurde hartnäckig behauptet, Mirza-Schaffy habe niemals existirt und der Name wie die Gedichte seien Bodenstedt's Erfindung. Andere wieder hielten Mirza-Schaffy für einen berühmten persischen Dichter, den Bodenstedt mit allem Dufte und Schmuck des Originals in's Deutsche übertrugene habe. Die Wahrheit ist nun, daß „Die Lieder des Mirza-Schaffy“ — ausgegenommen das eine „Mullah, rein ist der Wein“, das dem Tatarischen frei nachgebildet ist — keine Uebersetzungen sind, sondern Bodenstedt allein die Dichtung verstand, daß aber dennoch Mirza-Schaffy gelebt hat (er starb in der Nacht vom 16. auf den 17. November 1852 in Tiflis) und Bodenstedt's Lehrer, aber gar nicht Poet gewesen ist. Demnach ist Bodenstedt auch der Schöpfer der Gestalt des Mirza-Schaffy in „Tausend und Ein Tag“, zu der sich der wirkliche Schaffy etwa so verhält, wie das Modell, das der Maler benutzt, um eine Madonna oder einen Christus zu schaffen.

Bodenstedt's ferneres Schaffen als Dichter und Schriftsteller, über das ich an einem anderen Orte berichtet habe, auch hier zu besprechen, gestattet leider der mir zugewiesene Raum nicht, denn seine jähmlichen Schriften umfassen etwa 25—30 Bände. Viele derselben beweisen, daß der Kosmopolitismus seinen Patriotismus durchaus nicht beeinträchtigt hat.

Vom Mai 1852 bis dahin 1853 lebte Bodenstedt mit seiner Gattin Mathilde (in „Mirza-Schaffy“ zu „Golitam“ orientalisirt) bei seinen Schwiegereltern in Kassel; von da begab er sich nach Friedrichsruhe und Göttingen, um in der Nähe des Herzogs Ernst II. zu sein, dessen persönliche Bekanntschaft er kurz zuvor gemacht hatte. Bald darauf berief ihn König Maximilian II. von Bayern in den Kreis von Poeten, die dieser poesiefreundliche Fürst in München um sich versammelt hatte. Im Jahre 1859 begleitete er den König Max auf einer Reise und begab sich dann nach London, um im Britisch-Museum Shalepeare's Studien anzustellen. Nach dem Tode des Königs Max folgte er 1867 einem Rufe des Herzogs Georg II. von Sachsen-Meinungen, um in dessen Residenz die Leitung des Hoftheaters und der Hofkapelle zu übernehmen; gleichzeitig erhob ihn der Herzog in den Adelsstand. Als dann aber dem Dichter seine dortige Stelle verleiht wurde, ließ er sich 1869 von derselben entbinden, um zunächst in stiller Zurückgezogenheit zu arbeiten. Später nahm er seinen Wohnsitz in Wiesbaden, wo er noch jetzt, nach abermaligen großen Reisen in's Sonnenland Italien und nach Amerika, in bequemer Ruhe lebt und schafft. Gott segne seinen Lebensabend!

Bh.

Mannigfaltiges.

O k t o b e r .

Spät ist zur Erde er herabgelagert
Der lang' erlesne frohe Oettag,
Doch leibst dies späte Kommen es vermag
Des Winters Grimm nur mißlich zu bekümmern.

Hart an des Maies wunderbaren Schwellen
Schwebt er hernieder auf das Erdenland,
Und ach! Wie ist so kümmerlich sein Gemüth,
Noch blieb die Luft der Blumen duftig hell.

Die Anspen sind's, die leid und sich sich regen,
Und schüchtern nur erklemt das erste Grün,
Doch ahnen wir das frühe Anerbüßeln
Und neues Hoffen vor im Dufte hegen.

Nichts and'res auch will dieses Fest uns deuten
Als Ahnen, Doffen auf die beste Zeit,
Vergeht des Winters Sorgen, Noth und Leid!
So löst es aus der Oettageloden Säuten.

Bevor's denn heu! was Sange Du getragen
So lange Zeit in trüber Wintersnacht!
Wie drängen neu das Weiland sie erwaht,
So lag im Herzen neu es wieder tagen.

Und will der Kampf uns Dafein Dir geführen
Die arden Reime, io Dein Hoffen dor,
Dann der Verheißung glaub, die niemals trug,
„Troy Sturm und Noth! Es muß doch Früh-
ling werden!“

Heinrich Blauenburg.

„Meine Blumen, keine Blätter“

aus den Werken von Friedrich Bodenstedt.

Wenig große Lieder blieben,
Wag ihr Muth auch stolzer sein,
Doch die kleinen Gedichte blühen
Sich ins Herz des Volkes ein:
Schlagen Wurzel, treiben Blätter,
Tragen Frucht und worten fort:
Wunder wirkt oft im Gemüthe
Ein gemüthliches Gedichtwort.

Wie dem Vogel sein Gesang:
Ward dem Sänger sein Gedicht:
Erste Liebe, erste Lieber,
Wie sie kommen, weiß er nicht.
Viel Schwäger find zu finden;
Du rede nicht vergebens
Gleich du ein Wort den Kindern,
So le'st ein Wort des Lebens!

Wie auf dem Feld nur die Frucht gedeiht,
Wenn sie Sonne und Regen hat,
Also die Thaten des Menschen nur,
Wenn er Glück und Segen hat!

Der Weise nennt mit Ehrfurcht Gottes Namen,
Er weiß, daß er das Weiland nicht erlöst;
Der Thor malt Gottes Bild nie aus dem Rahmen
Des engen Thorenhirnes past.

Der predigt von des Lebens Nichtigkeit,
Und Vener von des Lebens Wichtigkeit;
Sich' Beides wohl, mein Sohn, und merke dir:
Nach hat's mit Weiden seine Nichtigkeit!

Der Poesie süßer Dufte geniest,
Man braucht die Nacht zu weichen —
Und wer sich mit dem Dufte begnügt,
Den wird ihr Dorn nicht fieden!

Wohl besser ist's ohn' Anerkennung leben
Und durch Verdienst des Höchsten leben zu sein,
Als unbedeutend zum Höchsten sich erheben,
Groß vor der Welt und vor sich selber klein.

Ein treu Gedebten, lies Gernern,
Das ist die herrlichste der Gaben.
Die wir von Gott empfangen haben, —
Das ist der goldne Zauberring,
Der antworten macht im Jammern,
Was uns nach Außen mitterang.

Geh mit die selbst fromm ins Gedicht,
Und wenn dir's nicht gelang, so nimm ein
Die Kind, das Glück dir zu erlangen,
Von außen kommt das Glück dir nicht.

Samle dich zu geistlichem Weichte,
Ne verpöbte deine Kräfte!
Behandlungswohl erstliche Herz und Sinn,
Dah du freundlichst andern dich verbindest, —
Doch nur da gleich ganz dich ein,
Wo du ganz dich wiederfindest.

Quadrat-Arithmetik von Gekku. A.

	6	Wuchstade.
	5 11 3	Stadt
	2 3 3 1 5	Spindogel.
	8 2 3 14 13 1 5	Helmkittler.
1 6 1 9 4 7 10 8 1		
12 2 16 2 7 10 1		
8 11 4 1 9		
15 4 2		

Die Diagonalen nennen zwei beliebige Studentenbegel.

Rechnis-Aufgabe.

=: & - (+ x) () > + & & (- = : &
(Die Übung ergibt, vor- oder rückwärts geleitet, dasselbe.)

Anagramm von Verhoff'schen Arnan.

Ein als Hosenstadt bekannt,
Ende mich im ernen Land;
Wann die Seihen andere dich verbindest,
Nur der Weile freis zu lesen.

Sösungen aus Nr. 15.

1. Räthsel: runde: Erreicht du nur treu nach Einem,
Erreicht du gar io Vielem;
Erreicht du mit Luth nach Hielem,
Kommt du nie ganz zu Einem.
2. Citaten-Räthsel: Und leget ihr nicht das Leben ein,
Nur wird euch das Leben gewonnen sein.
3. Charade: Herzenslust.
4. Charade: Ketschupflaster.

Correspondenzen.

Geht's dir Alles richtig, Bernhard Jäger, Wilmse S. Gekku. R. 2, 3,
4 richtig. W. Weber, Sonn. 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3,
richtig. Mein Weller, G. Gekku 2 richtig. G. Börner 3 richtig. G. S.
W. gratuliren! Sam. Krüger 2, 3, 4, richtig, 1 nicht ganz. G. Drey-
haupt richtig.